

TOXIC



Alan Lezan
Novelle

PROLOG – Die Stadt, die wir bauten

Wir bauten einmal eine Stadt. Nicht aus Beton, sondern aus Gedanken. Eine Stadt, die atmete, die sich selbst versorgte, die sauber war, geordnet, ruhig — ein Gegenentwurf zu Berlin, das uns jeden Tag verschluckte.

Wir waren jung. Zu jung, um zu begreifen, dass wir in Wahrheit uns selbst zeichneten: unsere Sehnsucht nach Klarheit, unsere Angst vor dem Chaos, unsere Hoffnung auf ein Leben, das nicht ständig brennt.

Leon war das Feuer. Lukas die Ruhe. Ich der Zwischenraum.

Und irgendwo zwischen Plänen, Nächten und Gesprächen entstand etwas, das größer war als unser Entwurf: eine kleine Welt, die nur uns gehörte.

2

Manchmal denke ich, dass wir diese Stadt bauten, weil wir ahnten, dass wir im echten Leben nichts festhalten konnten.

1 – Die Begegnung

Ich erinnere mich noch genau an den Geruch der Gänge im Architekturgebäude der TU Berlin. Eine Mischung aus kaltem Beton, Druckerwärme, Kaffee und dem Staub alter Modelle, die irgendwo in den Ateliers standen und nie fertig geworden waren. Es war einer dieser Tage, an denen ich mich fragte, ob ich wirklich gut genug war für dieses Studium, für diese Stadt, für diese Zukunft, die ich mir selbst ausgemalt hatte.

Ich war neu. Neu in Berlin, neu an der Uni, neu in einem Leben, das größer war als alles, was ich vorher kannte. Ich war nicht schüchtern, aber ich war vorsichtig. Ich beobachtete Menschen, bevor ich mich ihnen näherte. Ich hörte zu, bevor ich sprach. Vielleicht war das der Grund, warum ich an diesem

Morgen so lange zögerte, bevor ich auf Leon und Lukas zging.

Sie standen am Fenster im dritten Stock, dort, wo man auf den Innenhof sehen konnte. Leon lehnte lässig gegen die Wand, eine Zigarette zwischen den Fingern, obwohl man drinnen nicht rauchen durfte. Er tat es trotzdem. Nicht aus Trotz, sondern aus einer Art natürlicher Gleichgültigkeit gegenüber Regeln, die er nie akzeptiert hatte. Lukas stand neben ihm, ein Rucksack über einer Schulter, die Hände in den Taschen, ein ruhiges Lächeln im Gesicht. Er wirkte wie jemand, der sich selbst nicht beweisen musste.

Ich hatte gehört, dass man im Entwurfsmodul Gruppen bilden durfte. Ich wusste, dass ich niemanden kannte. Ich wusste, dass ich nicht allein arbeiten wollte. Und ich wusste, dass ich mich entscheiden musste.

Also ging ich zu ihnen.

3

„Hey“, sagte ich, und meine Stimme klang fester, als ich mich fühlte. Leon drehte den Kopf zu mir, musterte mich kurz, dann lächelte er. Es war ein Lächeln, das gleichzeitig freundlich und herausfordernd war. Als würde er prüfen, ob ich echt war.

„Hey“, sagte Lukas. „Du bist neu, oder?“

Ich nickte. „Ja. Ich bin Alan.“

„Leon“, sagte Leon und streckte mir die Hand hin. Seine Hand war warm, kräftig, ein bisschen zittrig. Ich wusste damals nicht, warum.

„Lukas“, sagte Lukas und schüttelte meine Hand mit einer Ruhe, die sofort Vertrauen schuf.

Ich räusperte mich. „Ich wollte fragen... ob ihr schon eine Gruppe habt. Und ob ich vielleicht... na ja... ob ich mitmachen könnte.“

Leon grinste. „Klar. Warum nicht? Wir brauchen jemanden, der nicht so faul ist wie wir.“

„Wir sind nicht faul“, widersprach Lukas lachend. „Wir sind nur... effizient.“

Ich lachte mit, erleichtert. Es war ein ehrliches Lachen, eines, das aus dem Bauch kam. Ich spürte sofort, dass die beiden eine besondere Dynamik hatten. Leon war der Sturm, Lukas der Anker. Und ich... ich wusste nicht, was ich war. Aber ich wusste, dass ich dazugehören wollte.

Wir setzten uns in einen der Atelierräume, an einen Tisch, der mit alten Skizzen bedeckt war. Die Fenster waren groß, das Licht fiel schräg hinein und ließ den Staub tanzen. Es war ein schöner Raum, einer, der nach Arbeit und Ideen roch.

„Also“, sagte Leon und klopfte mit dem Finger auf den Tisch. „Ökologische Stadt der Zukunft. Ideenwettbewerb. Studenten und junge Architektinnen. Klingt nach Stress.“

4

„Klingt nach Spaß“, sagte Lukas.

Ich nickte. „Klingt nach einer Chance.“

Leon sah mich an, und für einen Moment war sein Blick ernst. „Du meinst das wirklich so, oder?“

„Ja“, sagte ich. „Ich will etwas Gutes machen.“

Er lächelte wieder, aber diesmal anders. Wärmer. Ehrlicher.

„Dann machen wir das“, sagte er. „Wir drei. Eine Stadt. Ein Semester.“

Wir sprachen stundenlang. Über Städte, über Systeme, über Energie, über Menschen. Über Berlin, das wir gleichzeitig liebten und hassten. Über Zukunft, die wir gestalten wollten, obwohl wir selbst noch kaum wussten, wer wir waren.

Ich erinnere mich an den Moment, in dem ich dachte: *Das wird gut. Das wird richtig gut.*

Ich wusste nicht, dass ich in diesem Moment zwei Menschen kennenlernte, die mein Leben verändern würden. Einer davon würde mich später lehren, wie tief ein Mensch fallen kann. Der andere würde mir zeigen, wie man trotz allem weitergeht.

Aber an diesem Tag waren wir einfach drei Architekturstudenten, die eine Stadt bauen wollten.

Und ich war glücklich.

2 – NON-TOX

Ich weiß nicht mehr genau, warum ich damals „Ja“ gesagt habe, als Leon mich anrief und fragte, ob ich etwas trinken gehen wolle. Vielleicht war es Neugier. Vielleicht war es der Wunsch, ihn besser kennenzulernen. Vielleicht war es einfach die Sehnsucht nach einem Abend, der anders war als die Tage im Atelier, die nach Papier und Kaffee rochen.

5

Es war kurz vor Mitternacht, als ich mich auf den Weg machte. Berlin war warm, die Straßen lebten, als hätten sie ein eigenes Herz. Ich stieg aus der U-Bahn und lief die letzten Meter zu Fuß. NON-TOX lag in einer Seitenstraße, unscheinbar, fast versteckt, als wolle der Club nur jene hereinlassen, die ihn wirklich suchten.

Als ich ankam, stand Leon schon vor der Tür. Er lehnte an der Wand, die Hände in den Taschen, der Blick glasig. Ich erkannte sofort, dass er nicht nüchtern war. Nicht einmal annähernd.

„Alan!“, rief er und kam auf mich zu, als hätte er mich seit Jahren nicht gesehen. Er umarmte mich fest, zu fest, und ich roch den süßlichen Geruch von Alkohol, Schweiß und etwas anderem, das ich damals nicht benennen konnte.

„Du bist spät“, sagte er und lachte. Sein Lachen war laut, schrill, ein bisschen zu lang.

„Es ist Punkt zwölf“, sagte ich.

„Für mich ist das spät“, antwortete er und zwinkerte.

Wir gingen hinein. Der Türsteher nickte uns durch, ohne uns anzusehen. Drinnen war es dunkel, nur die Lichter der Laser schnitten durch den Raum wie Messer. Die Musik war ein tiefer, vibrierender Minimal-Techno-Beat, der sich anfühlte, als würde er direkt in die Brust schlagen.

Leon bewegte sich sofort, als wäre die Musik ein Strom, der ihn trug. Ich blieb einen Moment stehen, sah mich um, versuchte zu verstehen, was Menschen an solchen Orten suchten. Vielleicht suchten sie sich selbst. Vielleicht suchten sie jemanden. Vielleicht suchten sie einfach nur Ruhe in der Lautstärke.

Leon kam zurück, drückte mir etwas in die Hand. Ein kleines Tütchen. Ich sah ihn an.

„Nein“, sagte ich sofort und gab es ihm zurück.

Er lachte. „Bist du Moslem?“

„Nein“, antwortete ich ruhig. „Ich nehme einfach nichts. Nicht mal Alkohol.“

Er starrte mich an, als hätte ich ihm gesagt, ich sei ein Außerirdischer. Dann lachte er wieder, aber diesmal war es ein Lachen, das nicht aus Freude kam, sondern aus Erstaunen.

„Krass“, sagte er. „Du bist echt... anders.“

„Ich bin ein Kind der Natur“, sagte ich. „Ich will klar bleiben. Solange ich hier bin.“

Er nickte langsam, als würde er versuchen, mich zu verstehen. Ich glaube, er tat es nicht. Aber er akzeptierte es.

Wir blieben die ganze Nacht. Die Musik wurde lauter, die Menschen verschwommener, die Luft schwerer. Leon tanzte, redete, lachte, verschwand, tauchte wieder auf. Ich stand oft am Rand, beobachtete ihn, beobachtete die anderen, beobachtete mich selbst.

Gegen Morgen, als die ersten Sonnenstrahlen durch die Ritzen der Fenster drangen, war Leon kaum noch ansprechbar. Seine Pupillen waren groß, seine Bewegungen fahrig, seine Stimme brüchig.

„Lass uns gehen“, sagte ich.

Er nickte. Wir verließen den Club. Draußen war Berlin plötzlich still, als hätte die Stadt selbst einen Kater.

„Komm“, sagte Leon. „Zu mir.“

3 – Friedrichshain, Kaffee und Kater

7

Als wir an diesem Morgen aus NON-TOX stolperten, war Berlin ein anderer Ort. Die Nacht hatte uns verschluckt, aber der Tag spuckte uns wieder aus — müde, leer, mit einem Gefühl, das irgendwo zwischen Euphorie und Erschöpfung lag. Die Straßen waren still, als hätten sie selbst Kopfschmerzen. Die Sonne stand tief, ein fahles Licht, das die Fassaden der Altbauten in Friedrichshain wie alte Fotografien aussehen ließ.

Leon lief vor mir her, die Hände in den Taschen, sein Gang leicht schwankend. Er wirkte gleichzeitig wach und völlig weggetreten. Ich wusste nicht, wie er es schaffte, nach einer Nacht wie dieser noch zu funktionieren. Vielleicht funktionierte er gar nicht. Vielleicht tat er nur so.

„Komm“, sagte er und deutete auf ein graues Gebäude mit hohen Fenstern. „Hier wohne ich.“

Wir gingen hinein. Das Treppenhaus roch nach kaltem Rauch und feuchtem Beton. Die Stufen knarrten unter unseren Füßen. Leon öffnete die Tür zu seiner Wohnung, und ich trat ein.

Es war ein großer Raum, aber er wirkte eng. Nicht wegen der Möbel — davon gab es kaum welche — sondern wegen der Dinge, die überall lagen. Bücherstapel, lose Blätter, leere Flaschen, Zigarettensammel, ein paar Kleidungsstücke, die aus-sahen, als hätten sie seit Wochen keinen Schrank gesehen. Auf dem Tisch stand ein Computer, daneben ein Aschenbecher, der überquoll. Die Luft war schwer, als hätte sie zu viel erlebt.

„Setz dich“, sagte Leon und ging in die Küche. Ich setzte mich auf das Sofa, das durchgesessen war und nach einer Mischung aus Staub und altem Leder roch. Ich sah mich um. Es war keine Wohnung, es war ein Zustand. Ein Spiegel seines Lebens. Ein Raum, der gleichzeitig lebte und starb.

Leon kam zurück, zwei Tassen Kaffee in der Hand. Er stellte sie auf den Tisch und ließ sich neben mich fallen.

„Ich liebe diesen Club“, sagte er und rieb sich die Augen. „Da drin... da drin ist alles egal. Alles.“

Ich nickte, obwohl ich es nicht verstand. Für mich war nichts egal. Für mich war alles klar, alles bewusst, alles echt. Ich brauchte keine Drogen, um mich lebendig zu fühlen. Ich brauchte nur die Welt, so wie sie war.

„Du bist echt anders“, sagte Leon plötzlich und sah mich an. Sein Blick war klarer als in der Nacht, aber immer noch von einer Müdigkeit durchzogen, die tiefer ging als Schlafmangel. „Du bist... sauber.“

Ich wusste nicht, ob das ein Kompliment war oder ein Vorwurf. Vielleicht beides.

„Ich mag es so“, sagte ich. „Ich will wach bleiben. Ich will alles fühlen.“

Leon lachte leise. „Ich will nichts fühlen.“

Es war ein Satz, der wie ein Stein in den Raum fiel. Schwer. Ehrlich. Unvermeidlich.

Wir sprachen über Architektur. Über Ideen. Über die Stadt, die wir bauen wollten. Leon war plötzlich konzentriert, fast leidenschaftlich. Er sprach über Energieflüsse, über adaptive Gebäude, über Systeme, die sich selbst regulieren. Er war brillant. Er war einer der klügsten Menschen, die ich je getroffen hatte.

Und gleichzeitig war er einer der zerstörtesten.

Ich sah ihm zu, wie er redete, wie seine Hände sich bewegten, wie seine Augen leuchteten. Ich fragte mich, wie ein Mensch so viel Licht und so viel Dunkelheit gleichzeitig in sich tragen konnte.

Gegen Nachmittag wurde ich müde. Die Nacht hing mir in den Knochen. Ich stand auf.

9

„Ich fahre nach Hause“, sagte ich.

Leon sah mich an, als würde er nicht verstehen, warum ich gehen wollte. „Bleib doch noch.“

„Ich bin müde“, sagte ich. „Und Charlottenburg ist weit.“

Er verzog das Gesicht. „Charlottenburg... spießig.“

Ich lächelte. „Vielleicht. Aber es ist ruhig.“

Er nickte langsam, aber ich wusste, dass er es nicht verstand. Für ihn war Ruhe etwas Fremdes. Etwas, das er nicht greifen konnte. Etwas, das ihm Angst machte.

Ich verabschiedete mich und ging. Die Treppen knarrten unter meinen Schritten. Draußen war die Sonne höher gestiegen, aber sie wirkte immer noch müde. Ich lief zur U-Bahn, stieg ein, setzte mich ans Fenster.

Die Stadt rauschte an mir vorbei. Ich dachte an Leon. An seine Energie. An seine Dunkelheit. An seine Wohnung, die wie ein offener Schmerz wirkte.

Ich wusste damals nicht, dass dieser Morgen ein Vorgesmack auf alles war, was kommen würde. Ich wusste nicht, dass ich einen Freund gefunden hatte, den ich nicht würde retten können. Ich wusste nicht, dass Friedrichshain für mich irgendwann nach Trauer riechen würde.

Ich wusste nur, dass ich müde war. Und dass Leon wach blieb — auf eine Weise, die niemand überlebt.

4 – Lukas, Gras und die Stadt der Zukunft

Die Tage nach der Nacht im NON-TOX waren ruhiger. Ich brauchte Zeit, um mich zu sortieren, um die Eindrücke zu verarbeiten, die Leon hinterlassen hatte. Er war wie ein Sturm, der durch mein Leben fegte — laut, chaotisch, faszinierend. Und ich war jemand, der Stürme beobachtete, nicht jemand, der sich von ihnen tragen ließ. 10

Als wir uns nach drei Tagen wieder trafen, war Lukas dabei. Wir hatten uns verabredet, um weiter an unserem Entwurf zu arbeiten. Ich kam etwas früher ins Atelier, setzte mich an den großen Tisch und blätterte durch unsere bisherigen Skizzen. Die Stadt, die wir bauten, begann langsam Form anzunehmen. Sie war klar, logisch, durchdacht — ein Gegenentwurf zu Berlin, ein Gegenentwurf zu Leon.

Lukas kam als Erster. Er trug wie immer seinen Rucksack locker über einer Schulter, und als er mich sah, lächelte er.

„Hey, Alan“, sagte er und setzte sich neben mich. Er roch nach frischer Luft und ein wenig nach Gras — nicht stark, nur ein Hauch, der zu ihm gehörte wie sein ruhiges Wesen.

„Alles gut bei dir?“, fragte er.

Ich nickte. „Ja. Ich war nur müde.“

Er lachte leise. „Leon hat dich mitgeschleift, oder?“

„Kann man so sagen.“

Lukas zog ein kleines, sauber gedrehtes Joint aus seiner Tasche, zündete ihn an und nahm einen Zug. Er tat es mit einer Selbstverständlichkeit, die nicht provokant war. Es war einfach Teil seines Alltags.

„Ich finde es stark, dass du nichts nimmst“, sagte er und blies den Rauch zur Seite. „Heutzutage ist das selten.“

Ich zuckte mit den Schultern. „Ich brauche es nicht.“

„Ich auch nicht“, sagte er. „Aber ich mag es. Ein bisschen. Nicht zu viel.“

Er nahm noch einen Zug, dann drückte er den Joint aus. „Tequila trinke ich manchmal. Aber sonst... nichts.“

Ich mochte Lukas. Er war ehrlich, ohne laut zu sein. Er war entspannt, ohne gleichgültig zu wirken. Er war das Gegenteil von Leon — und gleichzeitig sein bester Freund.

Leon kam eine halbe Stunde später. Er wirkte ausgeschlafen, fast frisch, als hätte die Nacht im NON-TOX ihn nicht erschöpft, sondern aufgeladen. Er setzte sich, sah uns an und grinste.

„Na, ihr Streber?“, sagte er.

„Wir haben schon angefangen“, sagte Lukas.

„Natürlich habt ihr das“, antwortete Leon und zog seinen Laptop aus der Tasche. „Ich bin ja auch der Kreative hier.“

Ich lachte. „Du bist vieles.“

„Ich bin alles“, sagte er und zwinkerte.

Wir arbeiteten stundenlang. Es war eine dieser Sitzungen, in denen alles funktionierte. Unsere Ideen flossen ineinander, als wären sie aus demselben Material. Wir diskutierten über Energieversorgung, über autonome Mobilität, über Abfallkreisläufe, über adaptive Gebäude, die sich an Klima und Nutzung anpassten. Wir planten Parks, die nicht nur grün waren, sondern lebten. Wir entwarfen Wohnviertel, die sozial funktionierten. Wir bauten eine Stadt, die nicht nur schön war, sondern sinnvoll.

Leon war brilliant. Er dachte schnell, ungewöhnlich, radikal. Er stellte Fragen, die ich nie gestellt hätte. Er sah Zusammenhänge, die ich nicht sah. Manchmal fragte ich mich, ob seine Intelligenz der Grund war, warum er sich selbst nicht ertrug.

Lukas war der Ausgleich. Er war ruhig, analytisch, strukturiert. Er brachte Ordnung in Leons Chaos. Er brachte Ruhe in meine Zweifel.

12

Und ich... Ich war irgendwo dazwischen. Ich war derjenige, der alles zusammenhielt, ohne es zu merken.

Wir arbeiteten bis spät in den Abend. Die Sonne ging unter, und das Atelier wurde dunkler, aber wir blieben. Wir waren jung, ehrgeizig, voller Ideen. Wir glaubten, dass wir die Welt verändern könnten — oder zumindest eine Stadt.

Irgendwann lehnte sich Leon zurück, streckte die Arme aus und sah uns an.

„Wir sind gut“, sagte er. „Richtig gut.“

„Ja“, sagte Lukas. „Wir sind ein gutes Team.“

Ich nickte. „Wir sind mehr als das.“

Leon sah mich an, und für einen Moment war sein Blick klar, ohne Dunkelheit, ohne Müdigkeit, ohne Flucht. „Wir sind Freunde“, sagte er.

Es war ein einfacher Satz. Aber er bedeutete viel.

Wir packten zusammen, verließen das Atelier und gingen hinaus in die Berliner Nacht. Die Luft war kühl, die Straßen lebten, die Stadt rauschte. Wir liefen nebeneinander, ohne viel zu reden. Es war eine dieser Nächte, in denen man spürt, dass etwas beginnt — etwas Gutes, etwas Wichtiges.

Ich wusste damals nicht, dass diese Zeit die schönste unseres gemeinsamen Lebens sein würde. Ich wusste nicht, dass wir eine Stadt bauten, während Leon sich selbst zerstörte. Ich wusste nicht, dass Lukas und ich irgendwann über Drogen und Alkohol diskutieren würden, über Verbote, über Freiheit, über Missbrauch. Ich wusste nicht, dass wir uns irgendwann fragen würden, wie viele Menschen in Deutschland trinken, wie viele abhängig sind, wie viele sich verlieren.

Ich wusste nur, dass wir drei waren. Und dass wir eine Stadt bauten. Eine Stadt, die funktionierte. Eine Stadt, die wir liebten. 13

Eine Stadt, die Leon nie erreichen würde.

5 – Der erste Riss

Es war einige Wochen nach unserer intensiven Arbeitsphase, als ich zum ersten Mal spürte, dass etwas nicht stimmte. Nicht mit dem Projekt — das lief besser als alles, was ich mir je erträumt hatte — sondern mit Leon. Es war kein großer Moment, kein dramatischer Ausbruch, keine Szene. Es war ein Gefühl. Ein leises, aber hartnäckiges Gefühl, das sich wie ein dünner Riss durch die Oberfläche unserer Freundschaft zog.

Wir trafen uns wie immer im Atelier. Die Sonne fiel durch die großen Fenster, und der Raum war erfüllt von dem Geräusch von Bleistiften, die über Papier glitten, und dem leisen Summen der Computer. Lukas war schon da, vertieft in eine

Berechnung. Ich setzte mich neben ihn und begann, an einem Modell zu arbeiten.

Leon kam später. Er wirkte anders. Nicht müde — das war er oft — sondern... abwesend. Sein Blick war glasig, seine Bewegungen fahrig, als würde er gegen etwas Unsichtbares ankämpfen.

„Alles okay?“, fragte ich.

Er zuckte mit den Schultern. „Klar.“

Aber es war nicht klar. Es war gar nichts klar.

Er setzte sich, öffnete seinen Laptop, starrte auf den Bildschirm, ohne etwas zu tun. Ich sah zu Lukas, der mich kurz ansah und dann wieder wegsah. Er wusste es auch. Wir wussten es beide.

Nach einer halben Stunde stand Leon auf, ging zum Fenster, lehnte sich dagegen und sah hinaus. Sein Körper wirkte angespannt, als würde er gleich auseinanderbrechen. 14

„Ich geh kurz raus“, sagte er.

Er ging. Ohne Erklärung. Ohne Blick zurück.

Lukas legte seinen Stift weg. „Er ist wieder drauf“, sagte er leise.

Ich sah ihn an. „Was meinst du?“

Lukas seufzte. „Alan... Leon nimmt nicht nur ein bisschen. Er nimmt viel. Sehr viel. Und nicht nur das Übliche.“

Ich spürte, wie sich mein Magen zusammenzog. Ich hatte es geahnt, aber nicht gewusst. Ich hatte es gesehen, aber nicht verstanden.

„Warum?“, fragte ich.

„Weil er nicht anders kann“, sagte Lukas. „Er ist...“ Er stockte. „Er ist Borderline.“

Ich wusste damals kaum etwas über diese Krankheit. Ich wusste nur, dass sie ernst war. Dass sie Menschen zerstören konnte. Dass sie nicht einfach „eine Phase“ war.

„Er hat es dir gesagt?“, fragte ich.

„Nein“, sagte Lukas. „Aber ich kenne ihn seit Jahren. Ich habe seine Abstürze gesehen. Seine Versuche. Seine...“ Er brach ab. „Er braucht Hilfe.“

Ich nickte langsam. „Und was sollen wir tun?“

„Nichts“, sagte Lukas. „Wir können nichts tun. Er lässt niemanden an sich ran. Nicht mal mich.“

Ich sah zum Fenster, durch das Leon verschwunden war. Die Sonne schien hell, aber der Raum wirkte plötzlich dunkel.

15

Als Leon nach einer Stunde zurückkam, war er wieder „normal“. Er lächelte, machte Witze, arbeitete sogar ein bisschen. Aber ich sah es. Ich sah die Müdigkeit in seinen Augen, die nicht von Schlafmangel kam. Ich sah die Unruhe in seinen Händen, die nicht von Kaffee kam. Ich sah die Leere in seinem Lächeln, die nicht von Stress kam.

Es war der erste Riss. Ein feiner, kaum sichtbarer Riss. Aber ich wusste, dass Risse wachsen. Dass sie sich ausbreiten. Dass sie irgendwann etwas zerbrechen, das man nicht mehr reparieren kann.

An diesem Abend ging ich nach Hause und setzte mich an meinen Computer. Ich suchte nach Informationen über Borderline. Ich las stundenlang. Über emotionale Instabilität. Über Selbstverletzung. Über Sucht. Über Leere. Über Angst vor dem Verlassenwerden. Über extreme Gefühle, die kommen und gehen wie Stürme.

Ich las über Menschen, die sich selbst nicht ertragen. Über Menschen, die sich verlieren. Über Menschen, die sich zerstören.

Ich las über Leon. Ohne dass sein Name dort stand.

Als ich den Laptop schloss, war es spät. Ich saß lange im Dunkeln und dachte nach. Über Freundschaft. Über Verantwortung. Über Grenzen.

Ich wusste, dass ich Leon nicht retten konnte. Aber ich wusste auch, dass ich ihn nicht allein lassen wollte.

Es war der erste Riss. Und ich wusste nicht, wie viele noch kommen würden.

6 – Blut in der Badewanne

Es war ein Sonntag, einer dieser stillen, grauen Sonntage, an denen Berlin wirkt, als hätte es sich selbst vergessen. Ich war zu Hause, trank Kaffee, blätterte durch ein Buch, das ich nicht wirklich las. Die Woche war anstrengend gewesen, aber gut. Unser Projekt lief, Lukas war entspannt, Leon... Leon war wie immer ein Rätsel, aber ich glaubte, dass es ihm besser ging. Oder ich wollte es glauben.

Gegen Mittag klingelte mein Handy. Eine unbekannte Nummer. Ich nahm ab.

„Alan?“, fragte eine Stimme, die ich nicht sofort erkannte. Sie klang angespannt, brüchig, als würde sie jeden Moment reißen.

„Ja? Wer ist da?“

„Mathias“, sagte er. Leons Mitbewohner.

Ich setzte mich aufrecht hin. „Mathias? Alles okay?“

Eine kurze Pause. Dann: „Kannst du bitte kommen? Es ist dringend.“

Ich spürte, wie mein Herz schneller schlug. „Was ist passiert?“

„Ich... ich weiß es nicht genau. Aber bitte komm. Schnell.“

Er nannte mir keine Details. Er musste es nicht. Ich wusste, dass etwas Schlimmes passiert war. Etwas, das nicht mehr rückgängig zu machen war.

Ich zog mich an, verließ die Wohnung und fuhr los. Die Fahrt dauerte 45 Minuten, aber sie fühlte sich an wie Stunden. Ich starrte aus dem Fenster der U-Bahn, sah die Stationen vorbeiziehen, ohne sie wahrzunehmen. Mein Kopf war leer und gleichzeitig voller Gedanken, die sich gegenseitig überlagerten.

Als ich in Friedrichshain ankam, war die Luft schwer. Der Himmel war grau, die Straßen still. Ich lief die Treppen hoch, und schon bevor ich die Tür erreichte, spürte ich es. Eine Kälte. Eine Stille. Eine Schwere, die nicht von der Wohnung kam, sondern von dem, was darin war. 17

Mathias öffnete die Tür. Sein Gesicht war blass, seine Augen rot. Er sah mich an, als wäre ich der letzte Mensch, der ihm helfen konnte.

„Er ist im Bad“, sagte er leise.

Ich ging hinein. Die Wohnung war wie immer chaotisch, aber diesmal wirkte das Chaos anders. Nicht lebendig. Nicht alltäglich. Sondern... verlassen.

Ich ging zum Badezimmer. Die Tür stand offen.

Ich sah ihn sofort.

Leon lag in der Badewanne. Sein linker Arm hing über den Rand, und Blut war überall — im Wasser, auf dem Boden, an den Fliesen. Es war kein frisches Rot mehr, sondern ein dunkles, schweres Rot, das sich wie ein Schatten über den Raum legte.

Ich blieb stehen. Ich konnte nicht atmen. Ich konnte nicht denken. Ich konnte nur sehen.

Sein Gesicht war blass, seine Augen geschlossen. Er wirkte nicht tot — er wirkte... weg. Als hätte er sich selbst verlassen.

Ich musste tief ein- und ausatmen, bevor ich mich bewegen konnte. Meine Beine fühlten sich an wie Stein. Meine Hände zitterten.

Ich ging zu ihm, langsam, vorsichtig, als würde ich einen Traum betreten, den ich nicht erleben wollte. Ich kniete mich neben die Badewanne. Ich berührte seinen Arm. Er war kalt.

„Leon“, sagte ich leise. Es war kein Ruf. Es war ein Gebet.

Ich griff nach meinem Handy und wählte den Notruf. Meine Stimme war ruhig, obwohl ich innerlich schrie. Ich sagte, was passiert war. Ich sagte die Adresse. Ich sagte, dass sie schnell kommen mussten.

18

Mathias stand im Türrahmen, die Hände im Gesicht. Er schluchzte leise. Ich konnte ihn nicht trösten. Ich konnte niemanden trösten. Ich konnte nicht einmal mich selbst trösten.

Die Minuten bis zum Eintreffen der Rettungskräfte fühlten sich endlos an. Ich blieb bei Leon, hielt seine Hand, obwohl ich wusste, dass er es nicht spürte. Ich sprach mit ihm, leise, Worte, die keinen Sinn ergaben, aber gesprochen werden mussten.

Als die Sanitäter kamen, wurde der Raum plötzlich laut. Schritte, Stimmen, Anweisungen. Sie hoben ihn aus der Badewanne, legten ihn auf eine Trage, verbanden seinen Arm, prüften seine Atmung. Ich stand daneben, unfähig, mich zu bewegen.

„Er lebt“, sagte einer der Sanitäter. „Aber es ist ernst.“

Ich schloss die Augen. Ich wusste nicht, ob ich dankbar sein sollte oder verzweifelt. Vielleicht beides.

Sie trugen ihn hinaus. Ich folgte ihnen bis zur Tür. Dann blieb ich stehen. Ich sah zu, wie sie ihn in den Krankenwagen legten. Ich sah zu, wie die Türen sich schlossen. Ich sah zu, wie das Blaulicht anging.

Und dann war er weg.

Ich stand lange im Treppenhaus, bevor ich zurück in die Wohnung ging. Mathias saß auf dem Sofa, die Hände im Gesicht. Ich setzte mich neben ihn. Wir sagten nichts. Es gab nichts zu sagen.

Nach einer Weile stand ich auf. Ich musste raus. Ich musste atmen. Ich musste denken.

Ich ging nach Hause. Die Stadt rauschte an mir vorbei, aber ich hörte sie nicht. Ich sah sie nicht. Ich fühlte sie nicht. 19

Ich fühlte nur eines:

Der Riss war kein Riss mehr. Er war ein Bruch.

Und ich wusste nicht, ob Leon jemals wieder ganz werden würde.

7 – Psychiatrie

Am nächsten Tag fuhr ich zur Psychiatrie. Ich erinnere mich an den Weg dorthin, an die Straßen, die ich kannte, aber die sich fremd anfühlten. Berlin war laut, lebendig, ruhelos — doch in mir war eine Stille, die fast schmerzte. Ich wusste nicht, was mich erwartete. Ich wusste nur, dass ich hingehen musste.

Das Gebäude lag etwas außerhalb, ein grauer Komplex, der gleichzeitig modern und trostlos wirkte. Die Fenster waren groß, aber die Vorhänge dahinter geschlossen. Die Luft roch

nach Desinfektionsmittel und etwas anderem, das ich nicht benennen konnte — vielleicht nach Angst, vielleicht nach Hoffnung, vielleicht nach beidem.

Ich meldete mich am Empfang. Die Frau hinter dem Tresen sah mich an, als würde sie mich durchschauen. „Besuch für Leon Brand“, sagte ich.

Sie nickte, gab mir einen Besucherausweis und deutete auf einen langen Flur. „Zimmer 214. Zweiter Stock.“

Ich ging los. Der Flur war hell, aber die Helligkeit wirkte künstlich, steril. Die Wände waren weiß, die Türen grau, die Schritte hallten. Ich hörte gedämpfte Stimmen, ein leises Weinen, irgendwo ein Lachen, das nicht fröhlich klang.

Als ich vor Zimmer 214 stand, blieb ich einen Moment stehen. Ich atmete tief ein. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte. Ich wusste nur, dass ich Angst hatte — nicht vor Leon, sondern vor dem, was aus ihm geworden war.

20

Ich klopfte. Eine leise Stimme sagte: „Ja.“

Ich öffnete die Tür.

Leon saß auf dem Bett. Er trug ein hellblaues Krankenhaushemd, seine Haare waren zerzaust, sein Gesicht blass. Er sah dünner aus, kleiner, verletzlicher. Nicht wie der Leon, den ich kannte — der lachte, der tanzte, der sich selbst vergaß. Dieser Leon wirkte... gebrochen.

Neben ihm saß Mia.

Sie hatte die Hände im Schoß gefaltet, ihr Gesicht war rot vom Weinen. Als sie mich sah, stand sie auf, wischte sich die Tränen weg und versuchte zu lächeln. Es gelang ihr nicht.

„Hallo, Alan“, sagte sie leise.

„Hallo“, antwortete ich. Meine Stimme klang fremd.

Ich ging zu Leon. Er sah mich an, und in seinem Blick lag etwas, das ich nie zuvor gesehen hatte — Scham. Tiefe, brennende Scham.

„Hey“, sagte er.

Ich setzte mich auf den Stuhl neben dem Bett. „Wie geht es dir?“

Er lachte leise, ein Lachen, das mehr Schmerz als Humor war. „Wie es mir geht? Ich bin in der Psychiatrie, Alan. Wie soll es mir gehen?“

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Also sagte ich nichts.

Mia legte eine Hand auf seine Schulter. Er zuckte nicht zurück. Aber er reagierte auch nicht.

„Ich habe Angst gehabt“, sagte sie. Ihre Stimme zitterte. „Ich dachte... ich dachte, du stirbst.“

21

Leon sah sie an, und für einen Moment war sein Blick weich. „Ich wollte nicht sterben“, sagte er. „Ich wollte nur... Ruhe.“

Dieser Satz traf mich wie ein Schlag. Ruhe. Ein Wort, das für mich Frieden bedeutete — für ihn bedeutete es Flucht.

„Es war nicht das erste Mal“, sagte er plötzlich. „Es war der vierte.“

Ich sah ihn an. „Der vierte?“

Er nickte. „Ich habe es nie jemandem gesagt. Nicht mal Lukas. Nicht mal Mia. Ich... ich kann manchmal nicht mehr. Es wird zu laut in mir.“

Zu laut in mir. Ein Satz, der mir bis heute nicht aus dem Kopf geht.

Mia begann wieder zu weinen. Sie versuchte, es zu unterdrücken, aber es gelang ihr nicht. Leon sah weg.

Ich saß da, unfähig, mich zu bewegen. Ich wollte etwas sagen, etwas Tröstendes, etwas Kluges, etwas Richtiges — aber es gab nichts Richtiges. Es gab nur Wahrheit. Und die Wahrheit war, dass ich ihn nicht verstand. Nicht wirklich. Nicht tief genug.

„Wie lange musst du bleiben?“, fragte ich schließlich.

„Drei Monate“, sagte er. „Unter Aufsicht.“

„Das ist gut“, sagte Mia. „Du brauchst Hilfe.“

Leon sah sie an, und in seinem Blick lag eine Mischung aus Liebe und Resignation. „Ich weiß.“

Wir sprachen eine Weile. Über Belangloses. Über die Uni. Über das Projekt. Über Dinge, die sich falsch anfühlten, weil sie so normal waren.

Leon war ruhig. Zu ruhig. Als hätte man ihn gedämpft, als wäre ein Teil von ihm abgeschaltet worden. 22

Als ich später aufstand, um zu gehen, sah er mich an. „Danke, dass du gekommen bist.“

Ich nickte. „Natürlich.“

„Du bist ein guter Freund“, sagte er.

Ich wusste nicht, ob das stimmte. Ich wusste nur, dass ich es sein wollte.

Mia begleitete mich zur Tür. Im Flur blieb sie stehen. „Ich weiß nicht, was ich tun soll“, sagte sie. Ihre Stimme war brüchig. „Ich liebe ihn. Aber ich habe Angst vor ihm. Und vor dem, was er sich selbst antut.“

Ich sah sie an. „Du bist nicht schuld.“

Sie schüttelte den Kopf. „Manchmal fühlt es sich so an.“

Ich legte eine Hand auf ihre Schulter. „Du bist nicht schuld.“

Sie nickte, aber ich wusste, dass sie mir nicht glaubte.

Ich verließ die Psychiatrie. Draußen war die Luft frisch, aber sie fühlte sich schwer an. Ich ging langsam, Schritt für Schritt, als würde jeder Schritt mich tiefer in eine Wahrheit führen, die ich nicht sehen wollte.

Leon war nicht einfach „ein Freund, der zu viel feierte“. Er war ein Mensch, der gegen sich selbst kämpfte. Ein Mensch, der sich verlor. Ein Mensch, den ich nicht retten konnte.

Und zum ersten Mal begriff ich, wie groß dieser Kampf war.

8 – Die Mutter

Ich wartete zwei Tage, bevor ich Leons Mutter anrief. Nicht, weil ich nicht wollte — sondern weil ich nicht wusste, wie. Was sagt man einer Mutter, deren Sohn sich die Pulsader aufgeschnitten hat? Was sagt man einer Frau, die seit Jahren mit der Angst lebt, dass ihr Kind sich selbst zerstört?

23

Ich saß in meiner Küche, das Handy vor mir auf dem Tisch, die Nummer auf einem Zettel. Ich starrte sie an, als wäre sie ein Tor zu einer Welt, die ich nicht betreten wollte. Aber ich wusste, dass ich es musste.

Ich wählte die Nummer. Es klingelte. Einmal. Zweimal. Dreimal.

Dann eine Stimme. „Brand.“

Ich schluckte. „Hallo... hier ist Alan. Ein Freund von Leon.“

Eine kurze Pause. Dann ein leises, müdes: „Ja.“

Ich wusste nicht, wie ich anfangen sollte. Also sagte ich einfach die Wahrheit.

„Leon ist in der Psychiatrie. Er hatte... einen Vorfall.“

Es war ein schwaches Wort für das, was passiert war. Ein Vorfall. Als wäre es ein Missgeschick. Als wäre es ein Sturz. Als wäre es nicht Blut gewesen, das den Raum gefüllt hatte.

Die Mutter atmete hörbar ein. „Ich weiß“, sagte sie. „Die Klinik hat mich informiert.“

Ihre Stimme war ruhig. Zu ruhig. Eine Ruhe, die nicht aus Gelassenheit kam, sondern aus Erschöpfung.

„Ich wollte Ihnen nur sagen... dass er lebt“, sagte ich. „Und dass er behandelt wird.“

Eine weitere Pause. Dann sagte sie einen Satz, den ich nie vergessen werde.

„Ich wünsche mir seinen Tod.“

Ich erstarrte. Ich dachte, ich hätte mich verhört. Ich dachte, es sei ein Fehler. Ich dachte, sie hätte etwas anderes gemeint.

24

Aber sie wiederholte es nicht. Sie erklärte es nicht. Sie ließ den Satz einfach stehen — schwer, kalt, ehrlich.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich wusste nur, dass sie es nicht so meinte, wie es klang. Es war kein Hass. Es war keine Bosheit. Es war Verzweiflung. Eine Verzweiflung, die so tief war, dass sie keine anderen Worte mehr fand.

„Ich...“, begann ich, aber ich wusste nicht, wie ich weitersprechen sollte.

„Sie verstehen das nicht“, sagte sie. „Niemand versteht das. Ich habe ihn großgezogen. Ich habe ihn geliebt. Ich habe alles versucht. Und ich habe ihn trotzdem verloren. Nicht jetzt. Schon vor Jahren.“

Ihre Stimme brach nicht. Sie war zu müde, um zu brechen.

„Jedes Mal, wenn das Telefon klingelt“, sagte sie, „denke ich, dass es die Polizei ist. Oder ein Krankenhaus. Oder ein

Fremder, der mir sagt, dass mein Sohn tot ist. Ich lebe seit Jahren mit dieser Angst. Und ich kann nicht mehr.“

Ich schloss die Augen. Ich sah Leon vor mir — lachend, tanzend, zerstört. Ich sah ihn in der Badewanne. Ich sah ihn im Krankenhausbett. Ich sah ihn in der Psychiatrie, klein und verletztlich.

„Er braucht Hilfe“, sagte ich leise.

„Er braucht mehr als Hilfe“, antwortete sie. „Er braucht ein neues Leben. Und das kann ich ihm nicht geben.“

Ich hörte sie atmen. Langsam. Schwer.

„Ich liebe ihn“, sagte sie. „Aber ich kann ihn nicht retten.“

Ich wusste, dass sie recht hatte. Niemand konnte ihn retten, wenn er sich selbst nicht retten wollte.

„Danke, dass Sie mich angerufen haben“, sagte sie schließlich. 25
„Es bedeutet mir viel.“

„Natürlich“, sagte ich. „Ich wollte nur... dass Sie es wissen.“

„Ich weiß“, sagte sie. „Und ich bin Ihnen dankbar.“

Wir verabschiedeten uns. Ich legte das Handy weg und starrte auf den Tisch. Der Satz hallte in meinem Kopf nach.

Ich wünsche mir seinen Tod.

Ich wusste, dass er nicht wörtlich gemeint war. Ich wusste, dass er aus Schmerz kam. Aus Erschöpfung. Aus einem Leben, das zu schwer geworden war.

Aber ich wusste auch, dass dieser Satz eine Wahrheit enthielt, die niemand aussprechen wollte:

Manchmal ist es schwerer, einen Menschen leben zu sehen, als ihn zu verlieren.

Ich saß lange da, ohne mich zu bewegen. Die Küche war still. Die Welt war still. Nur in mir war ein Lärm, der nicht aufhörte.

Ich dachte an Leon. An seine Mutter. An den Kampf, den beide führten — jeder auf seine Weise.

Und ich wusste, dass dieser Kampf noch lange nicht vorbei war.

9 – Der Versuch, normal zu sein

Leon blieb drei Monate in der Psychiatrie. Drei Monate, in denen ich ihn regelmäßig besuchte, manchmal allein, manchmal mit Lukas, manchmal mit Mia. Drei Monate, in denen ich zum ersten Mal sah, wie ein Mensch versucht, sich selbst zu reparieren — mit Medikamenten, Gesprächen, Routinen, Regeln, die ihn schützen sollten. Drei Monate, in denen ich hoffte, dass es besser werden würde.

Als er entlassen wurde, war es ein heller Tag. Die Sonne schien, als wolle sie etwas versprechen. Ich stand vor dem Gebäude und wartete auf ihn. Als er herauskam, sah er anders aus. Nicht gesund — aber geordnet. Nicht glücklich — aber klarer. Nicht geheilt — aber stabil.

„Hey“, sagte er und lächelte ein kleines, vorsichtiges Lächeln.

„Hey“, antwortete ich.

Wir umarmten uns. Er roch nach frischer Luft und Krankenhausseife. Ein seltsamer, aber beruhigender Geruch.

„Ich bin wieder da“, sagte er.

Ich nickte. „Ja. Und das ist gut.“

Er sah mich an, und in seinem Blick lag etwas Neues — eine Mischung aus Dankbarkeit und Müdigkeit. Eine Müdigkeit, die nicht von der Nacht kam, sondern vom Leben.

Wir gingen zu seiner Wohnung. Mathias war ausgezogen. Leon hatte die Wohnung aufgeräumt — oder jemand hatte es für ihn getan. Die Flaschen waren weg, die Aschenbecher leer, die Kleidung gefaltet. Es war immer noch seine Wohnung, aber sie wirkte weniger wie ein Schlachtfeld.

„Ich mache ein Semester Pause“, sagte er, während er Kaffee kochte. „Nur drei Module. Dann kann ich meinen Master machen.“

„Das ist gut“, sagte ich. „Du brauchst Zeit.“

Er nickte. „Ja. Zeit.“

Er setzte sich mir gegenüber. Seine Hände zitterten leicht, aber nicht so stark wie früher. Er sah mich an, als wolle er etwas sagen, das schwer war.

„Alan... danke.“

„Wofür?“

„Für alles. Fürs Kommen. Fürs Bleiben. Fürs Nicht-Weggehen.“

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Also sagte ich einfach die Wahrheit.

„Du bist mein Freund.“

Er lächelte. Ein echtes Lächeln. Eines, das ich lange nicht gesehen hatte.

„Ich will das schaffen“, sagte er. „Ich will normal sein.“

Normal. Ein Wort, das für die meisten Menschen selbstverständlich ist — für ihn war es ein Ziel, ein Traum, ein Kampf.

„Du schaffst das“, sagte ich.

Er schüttelte den Kopf. „Nein. Ich schaffe es nicht allein.“

Ich sah ihn an. „Ich helfe dir.“

Er hob die Hand. „Nein. Ich muss es allein schaffen. Aber...
danke.“

Ich verstand, was er meinte. Er wollte nicht abhängig sein.
Nicht von Drogen. Nicht von Menschen. Nicht von mir.

Er wollte frei sein — von sich selbst.

Die nächsten Wochen waren ruhig. Leon arbeitete an seinen
Modulen. Er war konzentriert, fleißig, fast pedantisch. Er
schrieb lange Texte, zeichnete präzise Pläne, programmierte
Simulationen, die selbst Professoren beeindruckt hätten. Er
war brilliant — und diesmal ohne Drogen.

Ich sah ihn oft. Wir tranken Kaffee, gingen spazieren, redeten
über Architektur, über Berlin, über Zukunft. Manchmal lachte
er. Manchmal war er still. Aber er war da. Er war präsent. Er
war Leon — ein Leon, den ich lange nicht gesehen hatte.

Mia besuchte ihn auch. Sie war vorsichtig, aber liebevoll. Sie
brachte ihm Essen, half ihm bei organisatorischen Dingen,
blieb manchmal über Nacht. Sie liebte ihn — das sah man.
Aber sie hatte Angst — das sah man auch.

Lukas war ebenfalls da. Er rauchte seine Joints, trank seinen
Tequila, aber er war stabil. Er war der ruhige Pol, der Leon oft
fehlte.

Wir drei trafen uns manchmal im Park, setzten uns auf eine
Bank und redeten über unser Projekt, über die Stadt, die wir
gebaut hatten. Leon sprach mit Begeisterung darüber. Er
sprach über Energieflüsse, über adaptive Gebäude, über die
Schönheit von Systemen, die funktionieren.

„Ich will wieder arbeiten“, sagte er eines Tages. „Ich will et-
was bauen.“

„Du wirst“, sagte Lukas. „Du bist gut.“

Leon lächelte. „Ich weiß.“

Es war eine schöne Zeit. Eine fragile, aber schöne Zeit. Eine Zeit, in der ich glaubte, dass es besser werden würde. Dass Leon es schaffen würde. Dass der Bruch heilen könnte.

Aber ich wusste nicht, dass manche Brüche nicht heilen. Sie bleiben. Sie wachsen. Sie warten.

Und irgendwann brechen sie wieder.

10 – Mia geht

Es war ein Nachmittag im frühen Herbst, an dem die Luft kühl war und die Bäume langsam ihre Farbe wechselten. Leon und ich saßen in einem Café in Prenzlauer Berg, einem dieser Orte, die gleichzeitig gemütlich und überteuert sind. Er trank einen Cappuccino, ich trank Wasser. Wir sprachen über Architektur, über seine Module, über die Zukunft. Er wirkte stabil — nicht glücklich, aber stabil. Ich war vorsichtig optimistisch.

29

Dann kam Mia.

Sie setzte sich zu uns, ohne zu lächeln. Ihre Augen waren gerötet, ihre Hände zitterten leicht. Ich wusste sofort, dass etwas nicht stimmte.

„Wir müssen reden“, sagte sie zu Leon.

Er sah sie an, und in seinem Blick lag eine Mischung aus Sorge und Müdigkeit. „Okay.“

Sie atmete tief ein. „Ich will Kinder.“

Leon schloss die Augen, als hätte er diesen Satz erwartet. „Mia... ich kann keine Kinder haben.“

„Du willst keine“, korrigierte sie. „Das ist ein Unterschied.“

Er schüttelte den Kopf. „Nein. Ich will keine Kinder in diese Welt bringen. Nicht so, wie ich bin. Nicht mit dem, was ich habe. Nicht mit dem, was ich bin.“

Mia sah ihn lange an. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Ich liebe dich“, sagte sie. „Aber ich kann nicht mein ganzes Leben warten, bis du vielleicht irgendwann bereit bist.“

Leon sah weg. Er sah auf seine Hände, die leicht zitterten. „Ich weiß.“

„Ich will eine Familie“, sagte sie. „Ich will ein Leben, das nicht ständig von Angst begleitet wird. Ich will... Normalität.“

Leon lachte leise, bitter. „Normalität. Das ist ein Wort, das ich nie erreichen werde.“

„Vielleicht nicht“, sagte sie. „Aber ich brauche sie.“

Er nickte. Langsam. Schwer.

„Also... gehst du?“

Sie schluckte. „Ja.“

Ich saß daneben, unfähig, mich zu bewegen. Ich fühlte mich wie ein Fremder in einem Moment, der zu groß war, um ihn zu verstehen.

„Mit wem?“, fragte Leon plötzlich. Seine Stimme war ruhig, aber ich hörte den Schmerz darin.

Mia sah ihn an. „Mit Lukas.“

Ich spürte, wie mir der Atem stockte. Leon blieb still. Er blinzelte einmal, langsam, als würde er versuchen, den Satz zu begreifen.

„Lukas“, wiederholte er.

„Ja“, sagte sie. „Wir... wir sind uns nähergekommen. Es war nicht geplant. Es ist einfach passiert.“

Leon nickte. Er wirkte nicht wütend. Nicht überrascht. Nicht verletzt. Er wirkte... leer.

„Er ist ein guter Mensch“, sagte Leon. „Ihr werdet viele Kinder haben. So viele ihr wollt.“

Mia begann zu weinen. „Leon... bitte sag nicht solche Dinge.“

„Warum nicht?“, fragte er. „Es ist die Wahrheit.“

Sie stand auf. „Ich gehe jetzt.“

Leon nickte. „Okay.“

Sie sah mich an, als wollte sie sich entschuldigen. Ich wusste nicht, ob ich ihr vergeben konnte. Ich wusste nicht, ob ich ihr etwas vorwerfen konnte. Ich wusste nur, dass sie litt — und dass Leon litt.

Sie ging. Die Tür schloss sich hinter ihr. Der Raum wurde still.

Leon sah lange auf seinen Cappuccino, der inzwischen kalt geworden war. Dann sagte er:

„Ich habe sie geliebt.“

Ich nickte. „Ich weiß.“

„Aber ich bin froh, dass sie geht.“

Ich sah ihn an. „Warum?“

Er lächelte ein kleines, trauriges Lächeln. „Weil ich sie nicht glücklich machen kann. Und Lukas kann es.“

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich wusste nur, dass dieser Satz einer der ehrlichsten war, die ich je von ihm gehört hatte.

„Ich werde allein leben“, sagte er. „Und das ist okay.“

Ich wollte widersprechen. Ich wollte sagen, dass es nicht okay war. Dass niemand allein leben sollte. Dass er Hilfe brauchte. Dass er Menschen brauchte.

Aber ich sagte nichts. Weil ich wusste, dass er es nicht hören wollte. Nicht jetzt. Nicht in diesem Moment.

Wir saßen lange schweigend da. Die Menschen um uns herum redeten, lachten, tranken Kaffee. Die Welt ging weiter. Unsere nicht.

Als wir später aufstanden und hinausgingen, war die Luft kühl. Leon zog seine Jacke enger um sich. Er wirkte kleiner, verletzlicher, als hätte der Tag ihm etwas genommen, das er nicht zurückbekommen würde.

„Ich werde es schaffen“, sagte er plötzlich. „Ich werde arbeiten. Ich werde leben. Ich werde... irgendwas.“

Ich nickte. „Ja.“

Er sah mich an. „Du glaubst nicht daran.“

Ich sah weg. „Ich hoffe es.“

Er lächelte. „Hoffnung ist gut.“

Wir gingen schweigend durch die Straßen. Berlin rauschte um uns herum, aber ich hörte nichts. Ich sah nur Leon — und den Riss, der sich in ihm geöffnet hatte.

Es war kein kleiner Riss. Es war ein Bruch. Ein Bruch, der nicht mehr heilen würde.

11 – Der Baseballschläger

Es war ein später Abend, einer dieser Abende, an denen Berlin sich anfühlt wie ein endloser Strom aus Licht und Geräuschen. Ich war mit Leon unterwegs, wie so oft. Wir hatten uns verabredet, um in NON-TOX zu gehen — obwohl ich den Club inzwischen mit gemischten Gefühlen betrat. Zu viele Nächte, zu viele Abstürze, zu viele Schatten.

Leon war gut drauf. Zu gut. Er redete schnell, lachte laut, bewegte sich unruhig, als würde etwas in ihm brennen. Ich wusste, dass er wieder etwas genommen hatte. Nicht viel — aber genug, um ihn in einen Zustand zu versetzen, der gefährlich war.

Als wir vor dem Club ankamen, stand der türkische Türsteher draußen – der Mann, den Leon nicht ausstehen konnte. Ich wusste nie genau, warum. Vielleicht war es Eifersucht. Vielleicht war es blanke Missgunst. Vielleicht war er einfach einer von denen, die nervös werden, wenn andere im Club mit Frauen lachen und sich amüsieren. Jedenfalls ließ er uns nicht rein.

Wir gingen zur Tür. Der Türsteher sah uns an, musterte uns, und bevor wir überhaupt etwas sagen konnten, schüttelte er den Kopf. „Heute nicht“, sagte er.

Leon blieb stehen. „Warum nicht?“

„Kein Bock auf euch“, sagte er und sah Leon direkt in die Augen. „Ihr kommt hier nicht rein.“

Leon lachte. Ein kurzes, scharfes Lachen. „Wir kommen immer rein.“

„Heute nicht“, wiederholte der Türsteher.

Ich spürte, wie sich etwas in Leon veränderte. Sein Körper wurde steif, seine Augen schmal, sein Lächeln verschwand. Es war, als hätte jemand einen Schalter umgelegt.

„Okay“, sagte Leon ruhig. Zu ruhig. „Wir gehen.“

Wir gingen ein paar Schritte weg. Ich dachte, es sei vorbei. Ich dachte, Leon würde sich beruhigen. Ich dachte, wir würden einfach in einen anderen Club gehen.

Aber Leon blieb stehen. Er drehte sich zu mir um. Sein Blick war leer, aber entschlossen.

„Warte hier“, sagte er.

„Was? Warum?“

„Ich komme gleich wieder.“

„Leon, was machst du?“

„Nur kurz nach Hause.“

Ich spürte, wie mein Herz schneller schlug. „Leon, bitte... lass uns einfach gehen.“

Er lächelte. Ein kaltes, gefährliches Lächeln. „Ich bin gleich zurück.“

Er ging. Seine Wohnung war nur sechs Minuten entfernt. Ich stand da, unsicher, nervös, mit einem Gefühl, das ich nicht kannte — Angst. Nicht um mich. Um ihn.

Nach ein paar Minuten sah ich ihn zurückkommen. Er ging schnell. Sein Blick war starr. Seine Hände waren in den Taschen seiner Jacke. 34

Als er näher kam, sah ich es.

Den Baseballschläger.

Mein Atem stockte.

„Leon... bitte nicht.“

Er sah mich an. „Bleib hier.“

„Leon, hör auf. Das ist Wahnsinn.“

„Bleib hier“, wiederholte er.

Ich wusste, dass ich ihn nicht aufhalten konnte. Nicht in diesem Zustand. Nicht in dieser Nacht.

Er ging zur Tür des Clubs. Der Türsteher stand da, die Tür halb geöffnet, sein Kopf herausgestreckt.

„Ich hab euch gesagt—“

Mehr sagte er nicht.

Leon holte aus. Mit einer Kraft, die ich nie zuvor bei ihm gesehen hatte. Der Schlag traf den Türsteher direkt im Gesicht. Ein dumpfer, schwerer Klang. Der Mann fiel nach hinten, stürzte zu Boden. Leon schlug weiter. Immer wieder. Auf den Kopf. Auf die Schultern. Auf den Körper.

Ich stand da, wie gelähmt. Ich konnte mich nicht bewegen. Ich konnte nicht schreien. Ich konnte nur sehen.

Es ging schnell. Zu schnell. Ein paar Sekunden, vielleicht zehn. Dann hörte Leon auf. Er war außer Atem, seine Hände zitterten, seine Augen waren weit geöffnet.

„Komm“, sagte er. „Wir müssen weg.“

Ich folgte ihm. Nicht weil ich wollte — sondern weil ich musste. Er rannte, ich rannte hinterher. Wir liefen durch die Straßen, vorbei an Bars, an Menschen, die uns nicht bemerkten, an Lichtern, die uns nicht erreichten. 35

Als wir in seiner Wohnung ankamen, schloss er die Tür hinter uns. Er ließ den Baseballschläger fallen. Er setzte sich auf den Boden. Er atmete schwer.

Ich stand da, unfähig, etwas zu sagen.

Nach einer Weile sah er zu mir hoch. „Er hat mich genervt.“

Ich schüttelte den Kopf. „Leon... du hast ihn fast umgebracht.“

Er zuckte mit den Schultern. „Er war im Weg.“

Ich setzte mich auf das Sofa. Ich fühlte mich leer. Ich fühlte mich schuldig. Ich fühlte mich hilflos.

„Warum?“, fragte ich leise.

Leon sah mich an. Sein Blick war plötzlich weich. Traurig. Verloren.

„Weil ich nicht weiß, wer ich bin“, sagte er. „Und manchmal... manchmal tut es weh.“

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich wusste nur, dass ich zum ersten Mal wirklich Angst hatte — nicht vor Leon, sondern um ihn.

Wir sprachen nicht mehr. Die Nacht war still. Die Stadt draußen lebte weiter, aber in dieser Wohnung war alles stehen geblieben.

Ich wusste nicht, was aus dem Türsteher wurde. Ich wusste nicht, ob er überlebte. Ich wusste nicht, ob er uns erkannte. Ich wusste nur, dass wir nie wieder in NON-TOX gingen.

Und ich wusste, dass Leon einen Punkt überschritten hatte, von dem es kein Zurück mehr gab.

12 – Clubs, Nächte, Berlin

36

Nach der Nacht mit dem Baseballschläger war etwas anders. Nicht nur in Leon — auch in mir. Ich hatte ihn schon oft in Zuständen gesehen, die mich beunruhigten, aber dieser Moment, dieser Schlag, diese Gewalt... Das war etwas anderes. Etwas, das ich nicht mehr ignorieren konnte.

Und trotzdem gingen wir weiter feiern.

Berlin ist eine Stadt, die Menschen verschluckt, wenn sie nicht aufpassen. Eine Stadt, die mit ihren Lichtern lockt, mit ihrer Musik betäubt, mit ihrer Freiheit verführt. Eine Stadt, die sagt: *Komm, vergiss dich. Nur für eine Nacht.* Und wir folgten ihr. Immer wieder.

Ich wohnte damals mit Janett in Charlottenburg, in einer großen Altbauwohnung mit hohen Decken und knarrenden Diele. Sie war ruhig, warm, ein Mensch, der Ordnung liebte. Ich war das Gegenteil — zumindest in dieser Zeit. Ich war oft weg,

oft nachts unterwegs, oft mit Leon. Sie akzeptierte es, weil sie mich liebte. Und weil sie wusste, dass Leon ein Teil meines Lebens war, den ich nicht einfach ablegen konnte.

Wir drei — Janett, Leon und ich — gingen oft zusammen in Clubs. Meistens in Prenzlauer Berg oder Friedrichshain. Clubs, die Minimal Techno spielten, mit langen Nächten, dunklen Räumen, Menschen, die sich bewegten wie Schatten. Clubs, in denen man sich verlieren konnte, ohne dass es jemand bemerkte.

Leon war in diesen Nächten ein anderer Mensch. Er war laut, wild, unberechenbar. Er tanzte, als würde er gegen etwas ankämpfen, das ihn innerlich zerfraß. Er lachte, als wäre die Welt ein Witz. Er sprach mit Fremden, als wären sie alte Freunde. Er flirtete mit Frauen, ohne Absicht, ohne Ziel, ohne Herz. Er war überall — und gleichzeitig nirgends.

Janett mochte ihn. Sie sagte oft: „Leon ist ein guter Mensch. Er ist nur verloren.“ Ich wusste, dass sie recht hatte. Aber ich wusste auch, dass man Menschen nicht immer zurückholen kann, wenn sie sich selbst verlieren.

Manchmal standen wir draußen vor einem Club, rauchten, redeten, sahen den Menschen zu, die vorbeigingen. Berlin war in diesen Momenten wie ein lebendiger Organismus — pulsierend, atmend, unruhig. Leon liebte diese Stadt. Er sagte oft: „Berlin ist die einzige Stadt, die mich versteht.“ Ich wusste nicht, ob das stimmte. Ich wusste nur, dass Berlin ihn nicht retten würde.

Es gab Nächte, die schön waren. Nächte, in denen wir lachten, tanzten, uns frei fühlten. Nächte, in denen Leon fast normal wirkte — fast glücklich, fast leicht. Nächte, in denen ich glaubte, dass es besser werden könnte.

Aber es gab auch andere Nächte. Nächte, in denen Leon zu viel nahm. Nächte, in denen er verschwand und erst Stunden später

wieder auftauchte, mit glasigen Augen und zitternden Händen. Nächte, in denen er mit Fremden stritt, weil sie ihn „falsch angesehen“ hatten. Nächte, in denen ich ihn nach Hause bringen musste, weil er kaum noch stehen konnte. Nächte, in denen ich Angst hatte — nicht vor ihm, sondern um ihn.

Einmal standen wir vor einem Club in Friedrichshain, und Leon erzählte einer Gruppe Fremder, dass er „unsterblich“ sei. Er sagte es mit einer Überzeugung, die mir Angst machte. Ich zog ihn weg, aber er lachte nur.

„Alan“, sagte er, „ich sterbe nicht. Ich bin schon tot.“

Ich wusste nicht, ob es ein Witz war. Ich wusste nicht, ob es ein Hilferuf war. Ich wusste nur, dass es weh tat.

Janett sah mich an, als wir später nach Hause gingen. „Er braucht Hilfe“, sagte sie.

„Ich weiß.“

38

„Aber du kannst ihm nicht helfen.“

Ich sah auf den Boden. „Ich weiß.“

Wir gingen weiter feiern. Wir gingen weiter tanzen. Wir gingen weiter durch Nächte, die uns gleichzeitig lebendig und leer machten.

Berlin war schön. Berlin war brutal. Berlin war ein Spiegel — und Leon sah darin etwas, das ihn zerstörte.

Ich erinnere mich an eine Nacht, in der wir in einem kleinen Club in Prenzlauer Berg waren. Die Musik war laut, die Lichter flackerten, die Menschen bewegten sich wie Wellen. Leon stand mitten im Raum, die Augen geschlossen, die Arme ausgestreckt, als würde er fliegen. Er wirkte frei. Er wirkte glücklich. Er wirkte... friedlich.

Ich sah ihn an und dachte: *Vielleicht ist das der einzige Ort, an dem er sich nicht selbst spürt.*

Vielleicht war das der Grund, warum er immer wieder zurückkam. Warum er immer wieder suchte. Warum er immer wieder fiel.

Wir gingen oft feiern. Zu oft. Aber es war die einzige Zeit, in der Leon nicht litt — oder in der er zumindest so tat, als würde er nicht leiden.

Und ich war dabei. Immer. Weil ich nicht wusste, wie ich ihn allein lassen sollte. Weil ich nicht wusste, wie ich ihn retten sollte. Weil ich nicht wusste, wie ich mich retten sollte.

Berlin war unser Zuhause. Berlin war unser Abgrund. Berlin war die Stadt, die uns trug — und die uns fallen ließ.

Und wir fielen weiter.

13 – Drei Tage Stille

39

Es war ein Mittwoch, ein gewöhnlicher Tag, einer dieser Tage, an denen man nicht ahnt, dass etwas in der Welt bereits zerbrochen ist. Ich saß im Büro, arbeitete an einem Entwurf, der mich eigentlich begeisterte, aber meine Gedanken schweiften immer wieder ab. Zu Leon. Zu seiner Stille.

Wir hatten seit drei Tagen nichts von ihm gehört. Keine Nachricht. Kein Anruf. Kein Zeichen. Für die meisten Menschen wäre das normal gewesen — aber nicht für Leon. Er war chaotisch, impulsiv, laut, unruhig. Er war nie still. Nie verschwunden. Nie drei Tage lang unsichtbar.

Am ersten Tag dachte ich, er sei beschäftigt. Am zweiten Tag dachte ich, er sei vielleicht schlecht drauf. Am dritten Tag begann ich, mir Sorgen zu machen.

Ich rief ihn an. Keine Antwort. Ich schrieb ihm. Keine Antwort. Ich rief Lukas an. Er sagte, er habe auch nichts gehört. Ich rief Mia an. Sie sagte, sie habe Angst.

„Vielleicht schläft er“, sagte ich, obwohl ich wusste, dass es nicht stimmte. Leon schlief nie drei Tage. Er schlief kaum drei Stunden.

Ich wollte zu ihm fahren. Ich wollte die Tür öffnen, hineingehen, ihn finden. Aber ich tat es nicht. Ich weiß bis heute nicht, warum. Vielleicht war es Angst. Vielleicht war es Hoffnung. Vielleicht war es die naive Vorstellung, dass Stille manchmal nur Stille ist — und nicht ein Vorbote.

Am Nachmittag klingelte mein Handy. Ich sah die Nummer. Es war seine Mutter.

Ich nahm ab. „Hallo?“

Ihre Stimme war ruhig. Zu ruhig. „Alan...“

„Ja?“

Eine Pause. Eine lange, schwere Pause.

Dann sagte sie den Satz, der mein Leben veränderte.

„Leon ist tot.“

Ich erstarrte. Ich hörte die Worte, aber sie erreichten mich nicht. Sie prallten ab, wie Regentropfen auf Glas. Ich konnte nicht sprechen. Ich konnte nicht atmen.

„Alan?“, fragte sie. „Geht es dir gut?“

Ich wollte „Nein“ sagen. Ich wollte schreien. Ich wollte fragen, wie, warum, wann. Aber ich brachte keinen Ton heraus.

Mir liefen Tränen über das Gesicht. Ich wischte sie nicht weg.

„Ja“, sagte ich schließlich. „Ja, Frau Brand. Mir geht es gut.“

Es war eine Lüge. Eine der größten meines Lebens.

„Gut“, sagte sie. „Ich rufe dich ein anderes Mal an.“

Sie legte auf.

Ich blieb sitzen, das Handy in der Hand, unfähig, mich zu bewegen. Die Welt war plötzlich still. Nicht die Stille der Ruhe — sondern die Stille des Verlusts. Eine Stille, die alles verschluckt.

Ich weiß nicht, wie lange ich dort saß. Minuten. Stunden. Zeit verlor ihre Bedeutung.

Später erfuhr ich, was passiert war.

Die Hausmeisterin hatte drei Tage lang Musik aus seiner Wohnung gehört. Laut. Durchgehend. Niemand ging hinein. Niemand kam heraus. Sie klopfte. Sie klingelte. Keine Antwort. Aber vor der Tür roch es... Verwest.

Sie rief die Polizei. Die Tür wurde aufgebrochen.

Leon lag auf dem Bett. Auf dem Rücken. Die Augen geschlossen. Als würde er schlafen. Aber er schlief nicht. Er war seit Tagen tot.

41

Man konnte ihn kaum noch erkennen. Der Körper war verändert. Die Haut verfärbt. Die Luft schwer.

Auf dem Tisch lagen ein paar Gramm Heroin. Ein paar Ecstasy-Tabletten. Zigaretten. Er hatte Asthma. Er rauchte ein bis zwei Packungen am Tag. Sein Körper war müde. Sein Herz war müde. Sein Leben war müde.

Die Obduktion ergab nichts. Keine klare Todesursache. Kein eindeutiger Grund. Nur ein Körper, der nicht mehr konnte.

Ich rief Lukas an. Ich rief Mia an. Ich sagte die Worte, die ich selbst nicht verstand.

„Leon ist tot.“

Mia schrie. Dann weinte sie. Eine Woche lang. Ununterbrochen. Sie sagte, sie hätte ihn nie verlassen dürfen. Sie sagte, sie sei schuld. Sie sagte, sie könne nicht mehr.

Lukas war still. Er sagte kaum etwas. Nur: „Ich wusste, dass es irgendwann passiert.“

Ich wusste nicht, ob ich ihm recht geben sollte. Ich wusste nicht, ob ich ihm widersprechen sollte. Ich wusste nur, dass ich ihn verstand.

Leons Mutter sagte später: „Wenn Mia ihn nicht verlassen hätte, wäre er noch am Leben.“

Ich wusste, dass das nicht stimmte. Aber ich wusste auch, dass Schmerz Menschen Dinge sagen lässt, die sie nicht meinen.

14 – Die Wohnung

Ich weiß nicht, warum ich dorthin gegangen bin. Vielleicht, weil ich es musste. Vielleicht, weil ich hoffte, dass irgendetwas in dieser Wohnung mir erklären würde, was passiert war. Vielleicht, weil ich nicht glauben konnte, dass Leon wirklich tot war, solange ich den Ort nicht gesehen hatte, an dem er gestorben war.

42

Es war ein später Nachmittag, die Sonne stand tief, und die Straßen von Friedrichshain wirkten stiller als sonst. Ich ging langsam, Schritt für Schritt, als würde jeder Schritt mich tiefer in eine Wahrheit führen, die ich nicht sehen wollte. Als ich vor seiner Haustür stand, blieb ich einen Moment stehen. Die Tür war repariert, der Rahmen neu gestrichen. Nichts deutete darauf hin, dass sie vor wenigen Tagen aufgebrochen worden war.

Ich atmete tief ein und ging hinein.

Das Treppenhaus roch wie immer nach kaltem Rauch und feuchtem Beton. Die Stufen knarrten unter meinen Füßen, als würden sie mich erkennen. Ich ging hoch, bis ich vor seiner

Wohnungstür stand. Ich legte die Hand auf die Klinke. Sie war kalt.

Ich öffnete die Tür.

Die Wohnung war still. Nicht die Stille eines leeren Raums — sondern die Stille eines Ortes, der etwas gesehen hatte, das niemand sehen sollte. Die Luft war frisch, aber sie wirkte schwer. Als würde sie etwas tragen, das nicht sichtbar war.

Ich trat ein.

Der Flur war aufgeräumt. Zu aufgeräumt. Als hätte jemand versucht, die Spuren zu beseitigen. Aber manche Spuren lassen sich nicht beseitigen. Sie bleiben im Raum, in den Wänden, im Licht.

Ich ging weiter ins Wohnzimmer. Das Sofa stand da, wo es immer stand. Der Tisch war leer. Keine Flaschen. Keine Zigaretten. Keine Drogen.

43

Nur Leere.

Ich setzte mich auf das Sofa. Es war weich, aber kalt. Ich sah mich um. Die Wände waren weiß, aber sie wirkten grau. Die Fenster waren groß, aber sie wirkten klein. Der Raum war hell, aber er wirkte dunkel.

Ich sah den Tisch an, auf dem die Drogen gelegen hatten. Ich stellte mir vor, wie Leon dort saß, allein, die Musik laut, die Luft schwer, sein Körper müde. Ich stellte mir vor, wie er die Tabletten sah, das Heroin, die Zigaretten. Ich stellte mir vor, wie er atmete — schwer, unruhig, verzweifelt.

Ich stellte mir vor, wie er auf das Bett ging.

Ich stand auf und ging ins Schlafzimmer.

Das Bett war gemacht. Die Decke glatt. Die Kissen ordentlich. Aber ich wusste, dass er dort gelegen hatte. Auf dem Rücken. Die Augen geschlossen. Als würde er schlafen.

Ich ging näher. Ich berührte die Bettkante. Sie war kalt.

Ich setzte mich auf den Boden, neben das Bett. Ich legte die Hände auf meine Knie und sah auf den Teppich. Er war sauber. Aber ich wusste, dass er es nicht gewesen war.

Ich schloss die Augen.

Ich sah Leon vor mir. Wie er lachte. Wie er tanzte. Wie er redete. Wie er weinte. Wie er kämpfte. Wie er fiel.

Ich sah ihn in der Badewanne. Ich sah ihn im Club. Ich sah ihn im Park. Ich sah ihn im Atelier. Ich sah ihn überall.

Aber ich sah ihn nicht mehr hier. Nicht mehr lebendig.

Ich öffnete die Augen. Der Raum war still. Ich hörte nichts. Nicht einmal meinen Atem.

Ich stand auf und ging in die Küche. Der Tisch war leer. Die Tassen waren gespült. Der Müll war weg. Es war eine Küche, die nicht mehr benutzt wurde. 44

Ich öffnete den Kühlschrank. Er war leer.

Ich schloss ihn wieder.

Ich ging zurück ins Wohnzimmer. Ich setzte mich erneut auf das Sofa. Ich legte die Hände auf die Lehnen. Ich sah auf die Wand.

Und plötzlich begann ich zu weinen.

Nicht laut. Nicht heftig. Sondern leise. Langsam. Wie Wasser, das aus einem überfüllten Glas läuft.

Ich weinte, weil ich ihn vermisste. Ich weinte, weil ich ihn nicht retten konnte. Ich weinte, weil ich wusste, dass er allein gestorben war. Ich weinte, weil ich wusste, dass er drei Tage lang dort lag, während die Musik lief und niemand kam. Ich weinte, weil ich wusste, dass ich hätte kommen können. Dass ich hätte kommen sollen. Dass ich es nicht getan hatte.

Ich weinte, weil ich wusste, dass manche Menschen nicht zu retten sind — egal, wie sehr man es versucht.

Ich blieb lange dort sitzen. Sehr lange. Die Sonne ging unter, der Raum wurde dunkler, die Schatten länger. Aber ich blieb.

Als ich schließlich aufstand und die Wohnung verließ, war es Nacht. Die Straßen waren still. Die Luft war kühl. Ich ging langsam, Schritt für Schritt, als würde jeder Schritt mich weiter von Leon wegführen.

Aber ich wusste, dass ich ihn nie wirklich verlassen würde. Nicht in meinem Kopf. Nicht in meinem Herzen. Nicht in dieser Stadt.

Die Wohnung blieb hinter mir. Leer. Still. Ein Ort, der nicht mehr bewohnt wurde — aber nie wieder vergessen werden konnte.

45

15 – Die Obduktion

Die Nachricht über die Obduktion kam drei Tage nach Leons Tod. Ich war zu Hause, saß am Küchentisch, der Kaffee vor mir längst kalt, als mein Handy vibrierte. Eine E-Mail. Von der Rechtsmedizin.

Ich starrte auf den Betreff: **„Obduktionsbericht – Leon Brandt“**

Ich öffnete die Datei. Ich las.

Der Bericht war nüchtern, sachlich, kalt. Keine Emotionen, keine Vermutungen, keine Geschichten. Nur Zahlen, Werte, Befunde. Ein menschliches Leben, reduziert auf medizinische Parameter.

Keine eindeutige Todesursache. Das war der erste Satz, der mir ins Auge sprang.

Ich las weiter.

Keine tödliche Verletzung. Keine massive Überdosis. Keine Vergiftung. Keine innere Blutung. Keine Hirnblutung. Keine Herzruptur. Keine Lungenembolie. Keine Fremdeinwirkung.

Nichts.

Nur ein Körper, der aufgehört hatte zu funktionieren.

Ich las den Bericht zweimal. Dann ein drittes Mal. Ich suchte nach einem Hinweis, einem Detail, einem Wort, das mir erklären würde, warum Leon gestorben war. Aber es gab keins.

Die toxikologische Untersuchung ergab Spuren von Heroin, Ecstasy, Alkohol, Nikotin. Aber keine Mengen, die allein tödlich gewesen wären. Nichts, was man „Überdosis“ nennen konnte. Nichts, was man „Vergiftung“ nennen konnte.

Es war, als hätte sein Körper einfach gesagt: *Ich kann nicht mehr.* 46

Ich rief Lukas an. Er kam sofort vorbei. Wir saßen zusammen auf meinem Sofa, der Bericht zwischen uns auf dem Tisch.

„Was bedeutet das?“, fragte ich.

Lukas las die Zeilen, langsam, konzentriert. Dann legte er das iPad weg und sah mich an.

„Es bedeutet, dass er müde war.“

Ich schüttelte den Kopf. „Das ist keine medizinische Erklärung.“

„Doch“, sagte Lukas. „Für Leon schon.“

Ich sah ihn an. Er sah zurück. Sein Blick war klar, aber traurig.

„Sein Körper war fertig“, sagte er. „Er hat jahrelang gekämpft. Gegen sich selbst. Gegen seine Krankheit. Gegen seine

Gedanken. Gegen seine Nächte. Gegen seine Drogen. Gegen seine Angst. Gegen seine Leere.“

Er machte eine Pause. „Irgendwann hält das kein Körper mehr aus.“

Ich sah auf den Bericht. Auf die nüchternen Worte. Auf die Zahlen. Auf die Werte.

„Aber er war jung“, sagte ich. „Er war stark.“

„Nein“, sagte Lukas. „Er war zerbrechlich. Und niemand hat es gesehen.“

Ich wusste, dass er recht hatte. Leon war nie stark gewesen. Er hatte nur so getan. Er hatte gelacht, getanzt, gefeiert, geredet — aber dahinter war eine Leere, die ihn auffraß.

Ich rief später seine Mutter an. Sie klang ruhig, fast gefasst.

„Ich habe den Bericht bekommen“, sagte sie.

„Und?“, fragte ich.

„Nichts“, sagte sie. „Wie erwartet.“

„Es gibt keine Ursache.“

„Doch“, sagte sie. „Es gibt eine. Sie steht nur nicht im Bericht.“

Ich schwieg.

„Er war müde“, sagte sie. „Er war müde vom Leben.“

Ich schloss die Augen. Ich sah Leon vor mir — wie er tanzte, wie er lachte, wie er weinte, wie er kämpfte. Wie er fiel.

„Ich hätte ihn retten sollen“, sagte ich leise.

„Nein“, sagte sie. „Niemand hätte ihn retten können. Nicht Sie. Nicht ich. Nicht Mia. Nicht Lukas. Niemand.“

Ich wusste, dass sie recht hatte. Aber es tat weh.

Sehr weh.

Am nächsten Tag ging ich zur Rechtsmedizin, um seine persönlichen Gegenstände abzuholen. Ein Mitarbeiter führte mich in einen kleinen Raum. Auf dem Tisch lag eine Plastiktüte.

Darin:

Sein Handy. Sein Portemonnaie. Seine Schlüssel. Eine zerknüllte Zigarettenschachtel. Ein Feuerzeug. Ein einzelner Kopfhörer. Ein zerfetztes Notizbuch. Ein Stift.

Ich nahm die Tüte in die Hand. Sie war leicht. Zu leicht.

„Das ist alles?“, fragte ich.

Der Mitarbeiter nickte. „Mehr hatte er nicht.“

Ich ging hinaus. Die Sonne schien. Die Luft war warm. Die Welt war hell.

Aber in mir war es dunkel.

Ich setzte mich auf eine Bank vor dem Gebäude. Ich öffnete die Tüte. Ich nahm das Notizbuch heraus. Es war zerfleddert, die Seiten geknickt, manche herausgerissen.

Ich blätterte.

Auf einer Seite stand ein Satz. Nur ein Satz. Mit zittriger Handschrift.

„Ich wollte leben.“

Ich schloss das Buch. Ich legte es zurück in die Tüte. Ich stand auf.

Ich ging langsam, Schritt für Schritt, als würde jeder Schritt mich weiter von Leon wegführen — und gleichzeitig näher zu ihm.

Die Obduktion hatte keine Antworten gegeben. Aber sie hatte eine Wahrheit bestätigt:

Leon war nicht an Drogen gestorben. Nicht an Gewalt. Nicht an Krankheit.

Er war an sich selbst gestorben.

An einem Leben, das zu schwer war. An einer Seele, die zu laut war. An einem Schmerz, den niemand verstand.

Und ich wusste, dass ich diese Wahrheit nie vergessen würde.

16 – Die Beerdigung

Der Tag der Beerdigung war einer dieser Tage, an denen die Welt seltsam still ist, obwohl nichts wirklich stillsteht. Die Autos fuhren, die Menschen gingen, die Stadt rauschte — aber in mir war eine Leere, die alles übertönte. Ich fuhr früh los, viel früher als nötig, weil ich Angst hatte, zu spät zu kommen. Oder vielleicht, weil ich Angst hatte, überhaupt anzukommen.

49

Der Friedhof lag am Rand von Berlin, ein stiller Ort mit alten Bäumen und Wegen, die sich zwischen Grabsteinen hindurchschlängelten. Die Luft war kühl, der Himmel grau, als hätte er beschlossen, sich dem Anlass anzupassen.

Ich sah Leons Mutter schon von weitem. Sie stand allein, eine kleine, schmale Gestalt in einem dunklen Mantel. Ihr Gesicht war ruhig, aber nicht leer — eher wie ein Stein, der so oft vom Wasser getroffen wurde, dass er aufgehört hat, sich zu wehren.

Als ich näher kam, sah sie mich und nickte. Kein Lächeln. Kein Wort. Nur ein Nicken.

„Danke, dass Sie gekommen sind“, sagte sie schließlich.

„Natürlich“, antwortete ich.

Wir standen nebeneinander, ohne uns anzusehen. Es war nicht unangenehm — es war einfach so. Manchmal gibt es keine Worte, die passen.

Nach und nach kamen die anderen. Lukas. Mia. Ein paar Kommilitonen. Ein Professor, den Leon mochte. Ein paar Menschen, die ich nicht kannte.

Mia sah aus, als hätte sie seit Tagen nicht geschlafen. Ihre Augen waren rot, ihre Hände zitterten. Als sie mich sah, umarmte sie mich fest, zu fest, als würde sie versuchen, sich an etwas festzuhalten, das nicht mehr da war.

„Ich hätte nicht gehen dürfen“, sagte sie leise.

Ich antwortete nicht. Es gab nichts zu sagen, das ihr helfen würde.

Lukas stand etwas abseits, die Hände in den Taschen, den Blick auf den Boden gerichtet. Er wirkte ruhig, aber ich wusste, dass es nur eine Fassade war. Er war nie gut darin gewesen, Schmerz zu zeigen.

Der Sarg war schlicht. Hell. Kein Schmuck, keine Verzierungen. Nur Holz. Ein Körper darin, der einmal ein Mensch gewesen war. Ein Mensch, den ich geliebt hatte, auf die Art, wie man Freunde liebt, die einen prägen.

50

Der Pfarrer sprach Worte, die ich nicht hörte. Nicht, weil sie schlecht waren — sondern weil sie nicht zu Leon passten. Leon war kein Mensch für Floskeln. Er war kein Mensch für Rituale. Er war kein Mensch für Frieden.

Er war Chaos. Er war Schmerz. Er war Schönheit. Er war Dunkelheit. Er war Licht. Er war alles — und nichts davon passte in die Worte eines Fremden.

Ich sah auf den Sarg. Ich sah auf die Hände der Menschen um mich herum. Ich sah auf den Boden.

Und plötzlich wurde mir klar, dass ich nicht weinte. Nicht, weil ich nicht wollte — sondern weil ich nicht konnte. Mein Körper war leer. Meine Gedanken waren leer. Mein Herz war leer.

Als der Sarg hinabgelassen wurde, hörte ich Mia schluchzen. Ich hörte Leons Mutter leise atmen. Ich hörte Lukas fluchen, kaum hörbar, aber doch da.

Ich hörte mich selbst nicht.

Nach der Zeremonie standen wir noch eine Weile da. Niemand wollte gehen. Niemand wusste, wohin. Niemand wusste, was als Nächstes kam.

Leons Mutter sah mich an. „Er mochte Sie“, sagte sie.

Ich nickte. „Ich mochte ihn auch.“

„Er war schwierig“, sagte sie.

„Ja.“

„Aber er war mein Sohn.“

Ich sah sie an. „Er war ein guter Mensch.“

Sie schloss die Augen. „Ich weiß.“

Wir verabschiedeten uns. Lukas ging ohne ein Wort. Mia blieb noch lange stehen, den Blick auf das frische Grab gerichtet. Ich ging langsam, Schritt für Schritt, als würde jeder Schritt mich weiter von Leon wegführen — und gleichzeitig näher zu dem Teil von mir, der mit ihm gestorben war.

Als ich den Friedhof verließ, war die Welt wieder laut. Autos fuhren. Menschen redeten. Die Stadt lebte.

Aber in mir war es still.

Eine Stille, die nicht vergeht. Eine Stille, die bleibt. Eine Stille, die den Namen eines Menschen trägt, den ich nie vergessen werde.

Leon.

17 – Nach dem Tod

Die Tage nach der Beerdigung waren seltsam. Nicht laut, nicht leise — einfach seltsam. Als hätte die Welt ihre Farbe verloren, aber niemand hätte es bemerkt. Ich ging zur Arbeit, ich sprach mit Menschen, ich erledigte Aufgaben, ich aß, ich schlief. Aber alles fühlte sich an wie eine Simulation, als würde ich mich selbst beobachten, ohne wirklich teilzunehmen.

Ich dachte ständig an Leon. Nicht nur an seinen Tod — sondern an sein Leben. An die Nächte, die wir verbracht hatten. An die Gespräche, die wir geführt hatten. An die Pläne, die wir gemacht hatten. An die Stadt, die wir bauen wollten.

Ich dachte an seine Dunkelheit. An seine Helligkeit. An seine Widersprüche. An seine Schönheit. An seine Zerstörung.

52

Ich dachte an ihn, und ich wusste, dass ich ihn nie vergessen würde.

Lukas und ich trafen uns ein paar Tage später. Wir saßen in einem Café, das wir früher oft besucht hatten. Er rauchte, ich trank Wasser. Wir sagten lange nichts.

„Ich habe seine Mutter besucht“, sagte Lukas schließlich.

Ich sah ihn an. „Wie geht es ihr?“

„Wie jemandem, der seinen Sohn verloren hat.“

Ich nickte. Es gab keine Worte, die das besser hätten beschreiben können.

„Sie hat mir gesagt, dass sie froh ist, dass es vorbei ist“, sagte Lukas.

Ich schloss die Augen. Ich wusste, was er meinte. Ich wusste, was sie meinte. Es war kein Wunsch nach Tod — es war ein Wunsch nach Ruhe. Für ihn. Für sie. Für alle.

„Ich habe darüber nachgedacht“, sagte Lukas. „Über alles. Über ihn. Über uns. Über die Nächte. Über die Drogen. Über die Clubs. Über Berlin.“

Ich sah ihn an. „Und?“

„Wir hätten ihn nicht retten können.“

Ich nickte. „Nein.“

„Aber wir hätten ihn vielleicht früher verstehen können.“

Ich dachte darüber nach. Ich wusste nicht, ob es stimmte. Vielleicht. Vielleicht nicht. Manchmal sind Menschen so tief in sich selbst gefangen, dass niemand sie erreichen kann — egal, wie sehr man es versucht.

53

„Ich habe aufgehört zu kiffen“, sagte Lukas plötzlich.

Ich sah überrascht auf. „Wirklich?“

Er nickte. „Ja. Ich will nicht enden wie er.“

Ich wusste nicht, ob das ein Versprechen war oder eine Angst. Vielleicht beides.

Mia traf ich eine Woche später. Sie sah aus, als hätte sie zehn Jahre verloren. Ihre Augen waren leer, ihre Stimme brüchig.

„Ich träume von ihm“, sagte sie. „Jede Nacht.“

Ich nickte. „Ich auch.“

„Ich hätte nicht gehen dürfen“, sagte sie.

„Du bist nicht schuld.“

„Doch“, sagte sie. „Ich war seine letzte Hoffnung.“

Ich schüttelte den Kopf. „Nein. Er war seine letzte Hoffnung.“

Sie sah mich an, und ich wusste, dass sie mir nicht glaubte. Aber ich wusste auch, dass sie irgendwann verstehen würde.

Wir gingen zusammen durch den Park, in dem wir früher oft gegessen hatten. Die Bäume rauschten, die Luft war warm, die Menschen lachten. Die Welt lebte weiter. Wir nicht.

„Ich werde Berlin verlassen“, sagte Mia.

Ich blieb stehen. „Wohin?“

„Egal wohin. Hauptsache weg.“

Ich verstand sie. Berlin war für uns alle ein Ort geworden, der zu viele Erinnerungen trug. Zu viele Nächte. Zu viele Schatten. Zu viel Leon.

Ich blieb noch eine Weile dort stehen, nachdem sie gegangen war. Ich sah auf die Bäume, auf die Menschen, auf die Stadt. Ich dachte an Leon. An sein Lachen. An seine Dunkelheit. An seine Nächte. An seine Stille.

54

Ich dachte an mich. An das, was geblieben war. An das, was fehlte. An das, was nie wieder zurückkommen würde.

Nach dem Tod eines Menschen bleibt etwas zurück. Nicht nur Trauer. Nicht nur Schmerz. Sondern eine Art Leere, die sich nicht füllt. Eine Leere, die nicht laut ist — sondern still. Eine Leere, die nicht schreit — sondern flüstert.

Ich hörte dieses Flüstern jeden Tag. Manchmal laut. Manchmal leise. Manchmal gar nicht.

Aber es war da.

Und ich wusste, dass es bleiben würde.

Ich füge deine Ergänzung nicht einfach nur an — ich verweb sie so, dass der Epilog sich organisch schließt und gleichzeitig eine neue, stille Bedeutungsebene bekommt. Ich halte mich

dabei an deine Tonalität: ruhig, reflektiert, warm, ohne Pathos, aber mit Gewicht.

Epilog

Es vergehen Monate. Dann Jahre. Und irgendwann merkt man, dass man nicht mehr jeden Tag an ihn denkt — aber an den Tagen, an denen man es tut, trifft es einen genauso wie am ersten.

Leon bleibt ein Echo. Nicht laut, nicht aufdringlich, sondern wie ein leiser Ton, der manchmal durch den Alltag dringt, ohne dass man weiß, woher er kommt. Ein Schatten, der nicht dunkel ist, sondern warm. Ein Schmerz, der nicht zerstört, sondern erinnert.

Mia und Lukas heiraten. Nicht aus Trotz, nicht aus Flucht, sondern weil das Leben sie in eine Richtung getragen hat, die sich irgendwann richtig anfühlte. Sie bekommen ihr erstes Kind — ein Junge — und nennen ihn **Leon**. Nicht als Denkmal, nicht als Schuld, sondern als stilles Weitertragen eines Menschen, der sie beide geprägt hat. Jahre später kommt ihre Tochter zur Welt. Sie nennen sie **Alyssa**.

55

Manchmal, wenn ich die beiden sehe, denke ich an ihn. Nicht, weil sie ihm ähnlich wären, sondern weil sie etwas tragen, das er nie hatte: eine Zukunft, die nicht gegen ihn arbeitet. Eine Zukunft, die leicht ist.

Ich sehe ihn manchmal in Menschen, die ich nicht kenne. In einem Lachen, das zu hell ist. In einem Blick, der zu müde ist. In einer Unruhe, die zu vertraut ist.

Ich sehe ihn in Berlin. In den Nächten, die weitergehen, als wäre nichts passiert. In den Clubs, die immer noch pulsieren. In den Straßen, die ihn getragen haben, bis sie ihn nicht mehr tragen konnten.

Ich sehe ihn in mir. In den Teilen, die er berührt hat. In den Teilen, die er verändert hat. In den Teilen, die geblieben sind.

Manchmal frage ich mich, ob er gewollt hätte, dass wir weitermachen. Ob er gewollt hätte, dass wir lachen, lieben, leben. Ich glaube ja. Nicht, weil er es gesagt hätte — sondern weil er es nie geschafft hat.

Leon war ein Mensch, der brannte. Und Menschen, die brennen, hinterlassen Wärme, auch wenn sie gehen.

Der Epilog ist kein Ende. Er ist nur ein letzter Blick zurück, bevor man weitergeht.

©ALAN LEZAN ... 25.09.2026